

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ

Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich

Band: - (1992-1993)

Heft: 41

Artikel: Porträt einer obdachlosen Frau : was du auch anfängst, es zerfällt in nichts

Autor: Herger, Lisbeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was du auch anfängst, es zerfällt in nichts

Eigentlich bin ich mit Silvia verabredet. Mit Silvia B., Alkoholikerin, obdachlos, regelmässige Benutzerin der Stadtzürcher Notschlafstelle N. Wir kennen uns schon ein wenig, haben uns bereits ein erstes Mal getroffen, kurz nach Weihnachten, im Aufenthaltsraum der Notschlafstelle stand ein geschmückter Baum. Damals habe ich mit Silvia und ihren Kumpeln gefrühstückt. Mit ihr kam ich spärlich ins Gespräch. Es waren die Männer, die redeten, die mir sogleich ihre Geschichten antrugen. Der eine erzählte von seinem Schläger-Vater und seiner Hurenmutter, der «grössten Nutte der Stadt»; der andere von seinen Nöten, sich mit 24 Franken pro Tag durchzuschlagen; der dritte gab einen Tamilenwitz zum besten, der gleichzeitig auch die Österreicher in die Pfanne haut.

Ich aber wollte eigentlich Silvia kennenlernen. Die Frau neben mir im grünen Pullover mit dem dunklen Blick, von der ich noch nicht viel mehr wusste, als dass sie um die fünfzig ist, eine Tochter hat und von sich selbst sagt, dass sie «vornedurch» das macht, was ihre Geschwister «hintendurch» machen. Wir verabredeten uns auf ein paar Tage später, ich soll wieder zum Frühstück kommen.

Nun bin ich also wieder hier, morgens um halb neun, und suche die Köpfe hinter den grossen Holztischen nach Silvia ab. Alle sind sie da und ein paar neue dazu, einige grüssen. Einzig Silvia fehlt. Schliesslich klärt man mich auf. Silvia möchte nun doch nicht porträtiert werden, die eigene Geschichte so in die Öffentlichkeit zu stellen, was soll das...

Dann lerne ich Karin kennen. Sie ist gerade erst aufgestanden, schlafverquollen noch ihr Gesicht, vor ihr die Tasse mit der Ovomaltine. Zehn Minuten hat sie noch Zeit, dann schliesst die Notschlafstelle ihre Tür bis abends um neun, dann wird sie zusammen mit den andern hier auf die Strasse entlassen. Die Magenschmerzen heute morgen sind übel, sie bekommt einen Extra-Tee, darf ein paar Minuten länger sitzenbleiben. Ringsum wird schon aufgeräumt und geputzt, mit gummibehandschuhten Händen. Karin starrt in ihren Tee, hält sich die Hände auf den Bauch, verschwindet noch einmal im Clo. Dann ist es auch für sie Zeit zu gehen. Sie greift nach ihrer Tasche und der kleinen Plastiktüte – da ist alles drin, so erzählt sie mir später, was es zum «base», zum Koksrauchen

Kein Ort. Nirgends. Dort finden sich auch die meisten Notschlafstellen

Fotos: Gertrud Vogler



so braucht. Sie schlüpft in ihren dünnen Kunststoffmantel, der vorgibt, pelzig warm zu sein, der aber bestenfalls mit seiner Kapuze etwas Schutz bieten kann.

Karin ist heroinsüchtig. Sie spritzt nicht, sie raucht. Karin ist obdachlos. Seit etwa zwei Jahren klumpert kein Wohnungsschlüssel mehr in ihrer Tasche, der ihr Zutritt verschafft zu Räumen, die nur ihr gehören, wo sie tun und lassen kann, wozu sie gerade Lust hat, wo sie ihre Dosen- und Messersammlung ausstellen könnte und all die anderen Kleinigkeiten, die ihr lieb geworden sind, weil sie eine Geschichte mit ihnen hat. Oder weil sie sie schön findet. Der Gang zum Briefkasten mit dem eigenen Namen ist ferne Vergangenheit, genauso die damit verknüpften Hoffnungen oder Ängste. Und fast schon unwirklich scheinen ihr die Zeiten, als sie noch ein eigenes Bett hatte, eine eigene Küche, eine eigene Toilette.

Karin erzählt stockend, sucht ihre Erinnerungen, schiebt bedächtig einen Löffel Birchermüslis in den Mund, zieht im selben zögernden Rhythmus ein paar Puzzlesteine aus ihrem Leben hervor. Wir sitzen in einem Obdachlosen-Treffpunkt. Da gibt es Wärme und Gratis-Tee, der Kaffee kostet fünfzig Rappen, die Suppe ist billig, das Müesli auch. Wir sitzen an der Ecke eines grossen Tisches, endlich eine Raum- und Zeitrutsche für uns allein. Zwei Frauen im Gespräch lässt man nicht gerne in Ruhe, das gilt auch bei den obdachlosen Alkis. Frauen sind zum Zuhören da, bieten Gelegenheit, wieder einmal eine der kleinen Heldengeschichten zum besten zu geben. Und als ich auf die Pantomime-Karriere-Story des einen nicht reagiere, mich weiterhin Karin zuwende, stehe ich gleich im Verdacht, böse und sauer zu sein auf den Geschichtenerzähler.

Aber nun haben die Männer verstanden. Sie nehmen mit sich selbst oder einer Zeitung vorlieb, wir haben Ruhe. Ich möchte wissen, was das bedeutet, unter Kontrollblicken von Amtspersonen aus einer Wohnung zu ziehen. Was bedeutet eine Zwangsäumung für die, die gezwungen wird? Karin hat damit Erfahrung. Sie tastet in ihren Erinnerungen, ihr Blick oft weit nach vorne gerichtet, die langen Haare fallen über die Wangen, filtern das Licht, das grell von der Decke fällt.



Eigentlich wollte Karin damals die Wohnung ordnungsgemäss räumen. An der Kündigung war nicht mehr zu rütteln, ihr Freund, ein Junkie, hatte zu viel Unruhe ins Haus gebracht, Freunde aus der Szene, die unerwünscht waren. Karin hatte sich ein Zimmer organisiert. Aber als der Auszugstermin heranrückte, war die neue Bleibe nicht frei. Sie entschloss sich zu bleiben, wo sollte sie auch hin? Der Tag der Räumung fiel auf ihren vierzigsten Geburtstag, sie sass gerade für ein paar Tage im Knast, wurde fristgerecht auf das Datum hin entlassen. In ihrer Wohnung begrüsst sie ein grosses Chaos. Kleider lagen überall auf dem Boden verstreut, bei der Hausdurchsuchung hatte man die bereits gepackten Abfallsäcke einfach aufgeschlitzt. Es blieb ihr gerade Zeit, erneut zu packen, dann kamen sie. Zwei grosse Container-Wagen. Der eine für die Sachen, die gelagert werden sollten, der andere fuhr direkt in die Kehrriechverbrennung. Entscheidungsfreude war also gefragt: Lager oder Feuer, das war die Frage, bei jedem Möbel, bei jedem Sack, bei jedem Kleidungsstück, das die Träger aus der Wohnung trugen. Erst überlegte Karin tatsächlich, hin und her, mit Sorgfalt und Herz. Aber dann verlor sie den Mut, der Müllcontainer füllt sich schneller. Und schliesslich war ihr alles egal, sollte man den Rest doch verbrennen. Hartnäckig beharrte sie sogar darauf, allen Einwänden zum Trotz. Die Wagen fuhren los. Später erhielt sie eine Rechnung, Mietgebühren für den Lagerraum, da irgendwo draussen in Schlieren.

Nun also stand Karin auf der Strasse. Sie zog zu keinem Mann. Zuerst fand sie Unterschlupf in einem besetzten Haus, teilte mit einer anderen Frau ein Zimmer. Aber dann

wurde sie geklaut, es gab Streit. Zudem war Besetzen auch nicht ihre Art. Politik hat sie nie interessiert. Es blieb ihr die Gasse. Tagsüber. Und nachts der Platz in einer Notschlafstelle.

Sie weiss nun, dass sie ihr Bett abends zwischen neun und zehn persönlich reservieren muss, dass ein Schlafplatz pro Nacht fünf Franken kostet, dass sie spätestens um halb eins da sein muss, weil sonst ihr Bett vergeben wird. Sie hat sich daran gewöhnt, dass morgens um halb acht geweckt wird, dass sie ihr Glas Milch oder einen Tee vor neun trinken muss. Und sie hat gelernt, Dinge von Wert oder Geld in einen Kasten einzuschliessen, denn in der Szene wird geklaut. Viel gibt es bei ihr allerdings nicht mehr zu retten, persönlich wertvolle Sachen sind ihr kaum mehr geblieben. Doch was soll's, meint sie, lässt ihre Schultern fallen. «Obdachlos sein», fügt sie später hinzu, «heisst, dass dir irgendwie die Mitte fehlt. Was du auch anfängst, anpackst, es zerfällt in nichts.» Und das sagt eine, die sogar für kurze Zeit Hausbesitzerin war. Erbin des grossväterlichen Hauses. Drei Tage vor ihrem Einzug ist das Gebäude abgebrannt. Die Versicherungssumme reichte gerade aus, einen dreimonatigen Entzug zu finanzieren. Für sich und ihren damaligen Freund.

Karin wird langsam unruhig, die Sucht meldet sich. Sie bespricht sich kurz mit einem jungen Typen, geht in den Vorraum zur Toilette. Da steht eine Waschmaschine, der Tumbler läuft. Karin ist müde, etwas zittrig, sie legt sich über den schwingenden Trockner, das sanfte Wiegen und Vibrieren scheint ihr gutzutun. Sie lässt sich Zeit, spricht nicht mehr. Sie wartet. Dann wickelt sie sich enger in ihren

W

as du auch anfängst, es zerfällt in nichts.

Wollpullover, zieht die gelben Stulpen hoch, greift nach ihrem Mantel mit den Brandflecken, murmelt etwas von «abends dann in die Waschmaschine schmeissen» und steigt die Treppe hoch. Draussen wartet einer, er bringt, was sie jetzt einzig braucht. Es ist eisig hier draussen auf dem Mäuerchen. Karin wehrt ab, kein Problem. Ihre Blasenentzündung, noch nicht ausgeheilt, meldet anderes. Doch im Treff darf kein Dope konsumiert werden. So bleibt nur die Kälte. Flink rollt sie ihre Alufolie aus, legt den «Sugar» rein, erhitzt von unten und zieht mit einem Röhrchen gierig den Rauch ein. Neben ihr ihr Kumpel, er hat sich eine Spritze aufgezogen, doch in den Arm will nichts mehr rein, da bleibt nur die Vene am Hals. Dann ziehen sie zusammen los, Richtung Platzspitz.

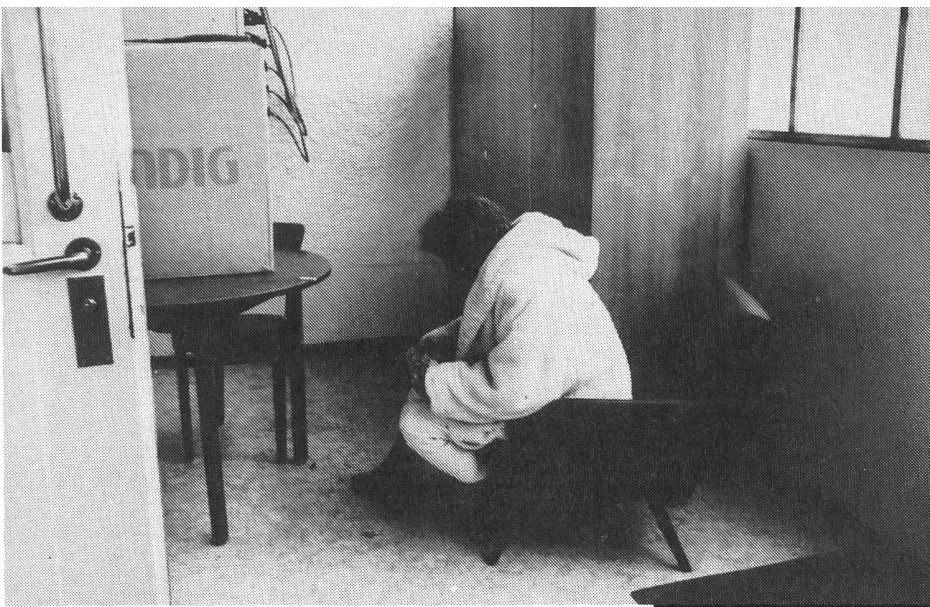
Mittwoch morgen, kurz vor neun. Der Rauch steht heute schon dicht im Aufenthaltsraum der «Schliifi», auf den Tisch kommen die ersten Bierflaschen. Wieder die bekannten Gesichter in der Frühstücksrunde, der mit dem Schlägervater und der Huren-

mutter, der mit dem Tamilenwitz, auch Silvia sitzt heute am Tisch, weicht meinem Blick aber aus. Es ist lärmig im Raum. Karin kommt eben leicht schleppend aus der Baracke gegenüber, sie ist heute die letzte, die aufsteht. Sie rührt sich eine Tasse Ovomaltine an. Reden mag sie nicht. Unruhig scharren die Füsse, die Beine zittern. Sie ist auf Entzug, auf dem «Aff». Sie steht gleich wieder auf, organisiert sich Stoff, raucht draussen im Vorraum ein paar Züge. In der Zwischenzeit, so erlaubt sie mir, kann ich ihr Zimmer anschauen.

Von Zimmer zu sprechen, ist eigentlich übertrieben. Es sind Schlafkojen. Seitlich mit dünnen Wänden abgetrennt, vorne ein Vorhang. Zwei Betten im Abstand von gut einem Meter, am Fussende ein Metallkasten. Das ist alles. Auf der Suche nach Karins Zimmer erhasche ich ein paar Blicke in andere Kojen. Ordentlich gemachte Betten, und an den Wänden ein Rest von Individualität. Ein bedrucktes Tuch mit Palmenstrand, eine Camel-Werbung mit starken Helden, Kino-Reklamen mit Titeln wie «Tödliche Gedanken»

Schlafkoje von Karin und Silvia: ein letzter Rest von Individualität





Zwischenhalt im Vorraum

oder «Gefährliche Brandung», barbusige Frauen auf heissen Motorrädern. Männerkochen.

Karin teilt ihr Zimmer mit Silvia. Ein Mantel hängt an der Wand, auf dem Kopfkissen liegt ein Pullover, daneben ein Micky-Mouse-Comic, auf dem Taburette neben dem Bett sammeln sich Kleinigkeiten, die an die Schätze aus einer Kinderhosenentasche erinnern. Ein Bazooka-Kaugummi, zwei Feuerzeuge, eine leere Salbentube, ein Briefchen Zucker. Nur der Aschenbecher und ein Spritzendeckel stören das Stilleben. Vorne am Fenster, in der Mitte, hängt eine Krawatte, mit Baumschmuck umrahmt. Glänzende Silberfäden, dazu das Bordeaux der Krawatte. Schön sieht es aus.

Karin ist gerne mit Silvia im Zimmer. Sie ist eine Freundin geworden. Zu ihr hat sie Vertrauen. Obwohl Silvia Alkoholikerin ist und die «Giftler» sich mit den «Alkis» meist schlecht verstehen. Nicht so bei ihnen. Da gibt es auch so etwas wie Solidarität. Wenn Karin sich mal verspätet, setzt Silvia sich ein, dass das Bett nicht vorschnell vergeben wird. Und wenn Silvia ihren Freund zu Besuch hat, verlässt Karin ganz selbstverständlich das Zimmer.

Wir sitzen inzwischen wieder im Obdachlosen-Treff, an der Bar. Auch hier ist es laut heute, ein paar streiten sich, Birchermus gibt es auch keins, warum weiss niemand. Karin ist frustriert, sie bestellt eine Suppe. Aber es geht ihr besser, seit sie ihr Dope geraucht hat. Sie erzählt mir aus ihrem Leben. Nicht einfach so, von sich aus. Ich habe sie danach gefragt.

Sie erinnert sich an ihren Vater, der Zahnarzt war, der so lieb war, dass er sein eigenes Hemd weggegeben hätte, und der starb, als sie acht war. Sie beschreibt ihre Mutter als äusserst starke Frau, die später, als Karin vom Gift nicht mehr loskam, auch noch ihre beiden Kinder grosszog. Denn Karin ist Mutter, war 10 Jahre verheiratet, mit einem Mathematiker, sie war damals 18 und gelernte Ma-

schinenzeichnerin. Die beiden kannten sich von Kindsbeinen an, er war für sie «wie ein Gott», besass die Gabe, etwas als rot zu erklären, was grün war. Und Karin fiel immer wieder auf seine Magie herein. Sie hatte ihren Job an den Nagel gehängt, wurde Ehefrau und Mutter. Bis die Krise kam, schliesslich die Trennung. Karin begann wieder temporär zu arbeiten, bildete sich zur Schauspielerin aus, war in einem Ensemble unterwegs auf Tournee, arbeitete als Regieassistentin, später als Souffleuse.

Warum sie in die Giftspirale einstieg, weiss sie selbst nicht genau. Fünfzehn Jahre ist es her, sie lebte bereits getrennt, machte erste Erfahrungen mit Opium unter Anleitung ihres neuen Freundes aus Persien. Später wechselte sie auf Heroin. Aber sie blieb beim Rauchen, eine Spritze hat sie sich nie gesetzt. Dann kam ein Entzug, erfolgreich, sieben Jahre war sie trocken. Schliesslich liess sie sich erneut von einem Geliebten zum Gift zurückholen. Und blieb hängen. Zwei Versuche, mit Methadon wegzukommen, sind gescheitert. Die Psychotherapie hat sie nach dreiviertel Jahren abgebrochen. Abgebrochen ist ebenfalls der Kontakt zu ihren Kindern, zu ihrem Ex-Mann, zu ihrer Mutter. Nicht freiwillig, ihr Bruder hat die Mutter dazu gedrängt, vermutet Karin. Das war vor anderthalb Jahren.

Die Suppe ist längst kalt geworden. Karin löffelt den letzten Rest. Die Männer haben sich beruhigt, ein paar spielen Carambole, einer hat sich eine Annonce aus der Zeitung gerissen, glattgestrichen liegt das Zettelchen da, «Zimmer zu vermieten», der Mann selbst starrt an die Wand gegenüber auf das Andy Warhol-Plakat.

Karin will aufbrechen. Ich warte beim Eingang, betrachte die zwei in Decken gehüllten Bündel, die hier, in der halb abgetrennten Schlafzelle, vor sich hindösen. Dann gehen wir los, Richtung Platzspitz. Es ist der letzte Tag mit freiem Zutritt dort. Heute Abend kommen die Gitter.

Lisbeth Herger

Genaue Zahlen zur Obdachlosigkeit in der Schweiz gibt es nicht. Sicher ist, dass der grösste Teil der Obdachlosen Männer sind. In einigen Notschlafstellen machen sie bis zu 90% aus. Dass nur wenig Frauen die Notschlafstellen benutzen, hat aber auch mit den Öffnungszeiten zu tun. Viele obdachlose Frauen sind suchtabhängig und finanzieren ihren Stoff mit Prostitution. Das heisst, sie arbeiten nachts. Da die Notschlafstellen um halb eins nachts schliessen, sind sie für diese Frauen keine Lösung. Seit Januar gibt es in Zürich die erste Notschlafstelle für Frauen. Die Tür ist die ganze Nacht geöffnet, und die Frauen müssen morgens erst um 10 Uhr (später 12 Uhr) wieder gehen. Dass aber nur wenig Frauen in sichtbarer Obdachlosigkeit leben, hat noch weitere Gründe:

- ① Frauen pflegen ihr soziales Netz sorgfältiger als Männer, können in einer Krise auch eher darauf zurückgreifen und irgendwo unterkommen.
- ② Frauen haben grössere Chancen, in Krisenfällen bei einem Mann unterzukommen als umgekehrt.
- ③ Frauen ohne Wohnung sind erfindetisch. Sie hüten zum Beispiel Ferienwohnungen, lassen sich über ein Vermittlungsbüro Wohnung um Wohnung vermitteln. Sie haben sicher auch mehr Chancen, solche Hütejobs zu bekommen, als Männer.
- ④ Frauen, die vor ihren Männern ins Frauenhaus geflüchtet sind, können dort bleiben, bis sie wirklich eine Wohnung haben. Das führt zwar beim gegenwärtigen Wohnungsmarkt zu einer chronischen Überbelastung der Frauenhäuser, aber die Frauen werden nicht in die Obdachlosigkeit getrieben.
- ⑤ Bei Trennung bleiben die Kinder oft bei den Frauen. Das führt möglicherweise zu einem stärkeren Engagement auch von seiten der Fürsorge, dass die Frauen eine Wohnung finden oder die bestehende weiterhin behalten können.